

## GESSMANN : MIT NIETZSCHE IM STADION



MARTIN GESSMANN

# MIT NIETZSCHE IM STADION

*Der Fußball der Gesellschaft*

WILHELM FINK: ESSAYS

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2014 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn  
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG,  
Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: [www.fink.de](http://www.fink.de)

Einbandgestaltung: Wilhelm Fink Verlag, nach einem Entwurf  
von Martin Mellen und Peter Zickermann, Bielefeld  
Satz: Martin Mellen, Bielefeld  
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5761-5

# Inhalt

- 7 Einleitung
- 35 Das liberale Mannschafts-Modell und die Professionalisierung des Fußballs
- 63 Die republikanische Verfassung des modernen Fußballs
- 109 Die Ästhetisierung und Kapitalisierung des Fußballs
- 133 Und wie wird es weiter gehen?
- 139 Anmerkungen



# Einleitung

## I.

Es ist ein Phänomen, auf das viele Intellektuelle ungläubig, manche auch unwillig blicken: Fußball ist nicht mehr nur Nebensache, sondern eine Hauptsache geworden. Gestern noch war Fußball am Rande der Gesellschaft lokalisiert, bestenfalls als Zeitvertreib, schlimmstenfalls als Mittel der Manipulation der Massen. Sprichwörtlich wurde die Rede vom Fußball als ›Opium fürs Volk‹, und die Kulturkritik hat jene fragwürdige Randstellung in langen Jahrzehnten der Herablassung als solche herausgestellt und zuletzt auch in unseren intellektuellen Ansichten fest zementiert. Schauen wir heute dagegen auf den Fußball, so ist er beinahe über Nacht ins Zentrum unseres gesellschaftlichen und auch politischen Selbstverständnisses gerückt. Wir interessieren uns für diesen Sport nicht mehr nur, um uns zu unterhalten, sondern längst auch deshalb, weil wir verstehen wollen, wie Gesellschaft eigentlich funktioniert. Im folgenden möchte ich jedenfalls davon ausgehen und für diese neue Hinsicht werben: dass dann, wenn wir den Spielen aufmerksam folgen, wir in einem sehr grundsätzlichen Sinne einsehen möchten, wie Gesellschaft als solche überhaupt entsteht, wie sie sich vor unseren Augen als eine solche herausbildet, wie sie im Zusammenspiel der Akteure eigene Strukturen und Ziele entwickelt, im Wettbewerb mit anderen Clubs besondere Kulturen erarbeitet, sich darin behauptet, verändert, anpasst, zuweilen und immer wieder überfordert ist – und am Ende sich auch wieder auflöst und in neuer Form finden muss, sich zuletzt also wieder neu erfinden muss.

Dass Fußball überhaupt das Zeug zum Politikum hat, ist natürlich nicht neu. In negativer Form werden wir damit (leider unablässig) konfrontiert, wenn es um fragwürdige Entscheidungen geht, die von Fußballinstitutionen und ihren Vorsitzenden getroffen werden, wenn wir von Korruption bei der Vergabe von Weltmeisterschaften erfahren und das ganze Institutionen-Politische im Fußball undurchschaubar und in seinen Auswüchsen auch nicht mehr nachvollziehbar wird. Ein positiverer Eindruck stellt sich dagegen ein, sobald wir von der Realpolitik ins Grundsätzliche überwechseln. Immer schon war es so gesehen etwa wichtig, dass bei bedeutenden Spielen, vor allem jenen der Nationalmannschaften, die politische Elite des Landes Präsenz zeigte. Jeder musste sich zu der Sache äußern und den Siegern die Hände schütteln, gegebenenfalls die Verlierer trösten. Neu ist jedoch, dass die politische Elite eben nicht mehr nur als Zuschauer und beifällig am Rande steht. Vielmehr muss sie erkennen, dass das Geschehen auf dem Platze inzwischen stilbildend für ihr eigenes Selbstverständnis und vorbildlich für dessen Einschätzung seitens der Zuschauer geworden ist.

## II.

Weil das alles noch sehr abstrakt klingt, hierzu wenigstens und vorab ein Beispiel. Wir alle haben den Fußball noch als eine öffentliche Szene erlebt, auf der die Aufmerksamkeiten eindeutig verteilt waren. Die Spieler wurden als Stars gehandelt, Trainer und Funktionäre waren dagegen schmückendes Beiwerk. In den Gazetten und Fernsehsendungen jedenfalls interessierte man sich nur für die Schauseite des Sports, für das, was auch werbetechnisch leicht zu überschauen und zu verwerten war. Vor großen und wichtigen Spielen sorgte man sich vor allem um die Wade des Kapitäns oder den Schnupfen des Torwarts. Spielanlage, Training, Taktik, Grundausrüstung und Vereinsphilosophie waren eher Themen für Fußballvernarnte, die sich in den Hinterzimmern der Vereine zusammensetzten und der Presse daher nichts zu sagen hatten.



Heute dagegen ist Fußball eine Bühne, auf der jetzt andere im Scheinwerferlicht stehen: der Star ist nun unumwunden der Trainer einer Mannschaft. Ihm trauen wir zu, dass er prägend wirkt, was Stil, Ausrichtung und Identität seiner Mannschaft angeht. Er ist es, der die Leitlinien bestimmt, an denen entlang agiert wird, er muss in der Lage sein, die Grund-Verfassung seines Teams in einem prinzipiellen Sinne festzulegen. Gelingt ihm das in ausgezeichneter Weise, mehren sich die Stimmen, die ihm zuletzt den Titel eines Fußball-Philosophen verleihen wollen. Dann sind da aber auch noch die Sportdirektoren, die sich in neuer Rolle wiederfinden. Obwohl sie zur Ausrichtung des Spiels nicht viel beitragen, scheinen sie doch eine Art formale Gewalt zu besitzen, wie jene, die in den Parlamenten präsidieren und festlegen dürfen, wer seine Kompetenzen ausfüllt, wer sie überschreitet, wer sie in grober Weise verletzt. Und zuletzt sind es auch die Präsidenten der Vereine, denen, vielleicht entgegen manch alter und liebgewordener Sitte, nun tatsächlich präsidiales Verhalten abverlangt und zugemutet werden darf. In den Interviews jedenfalls sehen wir nicht mehr altgediente Recken, die auf Fragen und Rückfragen zum Stand der Dinge immer noch wie die Haudegen früherer Tage rhetorisch ungenlenk um sich schlagen, wir vernehmen vielmehr in ruhigen und überlegten Worten, was es zur Wahrung des Fußballfriedens zwischen den Vereinen und Fans mit diplomatisch gesetzten Sentenzen beizutragen gilt. Ohne es zu wollen, auch ohne es zu bemerken, nehmen Trainer eine Stellung vergleichbar jener von Verfassungsgebern ein, Manager eine solche von Parlamentspräsidenten, Vereins-Präsidenten jene von Staatsoberhäuptern.

Auffällig wird dieser Rollenwechsel vor allem dann, wenn einer der Akteure den neuen Anforderungen *nicht* gerecht werden kann oder auch will. Man frage sich etwa, was es in früheren Tagen des Fußballs an öffentlicher Reaktion ausgelöst hätte, wenn ein Vereinspräsident der Steuerhinterziehung angeklagt worden wäre. Hätte sich wirklich jemand erregt darüber, dass einer, der mit viel Geld umgeht, beim Umgang mit viel Geld einen geldtechnisch relevanten Fehler begangen hat? Oder wird der Vorgang nicht vielmehr erst dann zum Skandalon, wenn wir finden sollten, ein Präsident müsse präsidial beurteilt werden,

also als eine moralische Instanz, als ein überparteiliches Vorbild, als ein außenstehender Mittler und Moderator, als Mensch ohne Fehl und Tadel, und somit in keinem Falle als Täter und Sünder?

Und wie ist es mit den Trainern? Auch hier haben zuerst die Unfälle und Ausfälle im Verhalten einzelner klargemacht, was in den Normalfällen längst zur ungeschriebenen Regel geworden ist. Deutlich wurde dies einer Fußballweltöffentlichkeit anhand des andauernden Disputs zwischen José Mourinho und Josep Guardiola, beginnend mit der Konfrontation, in die beide als Trainer spanischer Spitzenvereine verwickelt waren. Der Punkt ist interessant genug, um später noch eingehend verhandelt zu werden, hier nur so viel: Mourinho hatte, euphemistisch gesagt, ›alle Register gezogen‹ – er hatte also Mittel verwandt, die über die Bezeichnung Tricks und Schliche hinausgehen und im Rahmen der Sportwelt als Regelverstoß gegen die guten Sitten angesehen werden dürfen. Die Reaktionen, heimisch wie weltweit, gingen freilich über die sportliche Bewertung nach Maßgabe einzuhaltender Fairness weit hinaus. Es wurde umgehend die Identitätsfrage gestellt. Würde sich ein Verein und seine Anhängerschaft, im Beispielfalle Barcelona und die weltweit verstreuten Wertschätzer seiner Spielkultur, auch nur gedanklich hinreißen lassen, zu vergleichbar machiavellinischen Zügen wie jenen des spanischen Lokalkonkurrenten aus Madrid Zuflucht zu nehmen, um die Gewinnchancen des eigenen Teams zu erhöhen? Schon die bloße Frage musste rhetorisch formuliert werden, wie es Guardiola dann auch einstimmig mit den Granden des katalanischen Fußballs tat. Eher würde der Verein als Verein aufhören zu existieren, bevor man sich von den Grundsätzen des Guten und Schönen im Spiel Barcelonas verabschieden wollte. Oder noch prinzipieller gewendet: Der Verein hätte schon aufgehört zu existieren, würde man auch nur ernsthaft über derartige Dinge nachdenken.

Und auch, und nicht zuletzt, die Geschäftsführer und Sportdirektoren mussten hinzulernen. Wer heute Hans-Joachim Watzke von Borussia Dortmund im Interview erlebt, sieht einen entspannten oder nachdenklichen, einen zuweilen besorgten, aber immer zuversichtlichen Manager, der, wenn man so will, die Hoffnung qua Amte nie verliert oder weiß, dass nach guten

wieder schlechte Tage kommen können und umgekehrt. Und dass jene Haltung gremienvorsitzender Zuversicht, die grundsätzlich nie aufgegeben werden darf, längst stilbildend wurde, erfuhren wir wiederum von einem anderen Sportdirektor, der anfangs noch dazulernen durfte. Matthias Sammer wählte sich bei Bayern München noch in der Rolle des interessierten Mahners und Manager-Motivators, bis er mehr durch Verwunderung als Kritik von Spielern wie von Vereinsoberen (und auch einer eher amüsierten Presse) ob seiner Aussagen erfuhr, dass das Halten von Brandreden schon längst nicht mehr in der neuformulierten Stellenbeschreibung steht.

### III.

Aus einer Nebensache wird eine Hauptsache, und der Fußball erhält seinen Platz im Herzen der Gesellschaft. Nüchterner gesagt, er wird im grundsätzlichsten Sinne politisch, er wird Vorbild und Folie dafür, wie wir uns breitenwirksam und milieuübergreifend heute darüber verständigen, was unsere gesellschaftlichen und politischen Grundwerte, -strukturen und -vorstellungen ausmacht. Geht man davon aus, dass dem so ist und die entsprechenden Phänomene und Belege später nachgereicht werden dürfen, ist weiter zu fragen: erstens, wie ist dieser gesellschaftliche Ortswechsel zu verstehen, und zweitens, was ist der Grund für diese politische oder auch politik-theoretische Aufwertung des Fußballs? Wie also muss man heute philosophisch auf den Fußball blicken, um auf der Höhe der Zeit zu sein. Und wie kam es, dass dieser Sport eine so prominente Stellung in unserer Gesellschaft einnehmen konnte?

Auf die erste Frage biete ich eine Antwort an, die, wenn man so will, den Umkehrschluss aus den bisherigen philosophischen Betrachtungen zum Fußball zieht und damit ein Stück weit auch zu jenen Betrachtungen, die ich selbst in meiner *Philosophie des Fußballs* angestellt habe. Bisher wurde der Fußball demnach ganz grundsätzlich als ein *Ersatz*phänomen angesehen. Von der schon erwähnten Kulturkritik wurde er als ein Ersatz dafür betrachtet, was die Menschen wirklich tun sollten,

damit sie ihre gesellschaftlich-politische Lage richtig bewerten und dem entsprechend aktiv werden. Fußball war also eine von den Mächtigen, marxistisch gesprochen, immer zuletzt den Kapitalisten inszenierte Ablenkung der Massen von ihrer wahren gesellschaftlichen Bedeutung und Berufung.

Als Ersatz wurde der Fußball aber auch angesehen von jenen, die ihn nicht als Ablenkung vom Wesentlichen, sondern als Hinlenkung zu ebendiesem verstanden. Es geht in diesem Fall nicht mehr darum, von der Verwirklichung eines zukünftigen Bestzustandes der Gesellschaft wegzuführen, sondern noch einmal auf einen vergangenen Bestzustand des Menschseins Bezug zu nehmen. Fußball ist so gesehen eine historisch-nostalgische Enklave in einer vollendeten Zivilisation. Er ist der institutionelle Ort, an dem Träume wahr werden, die wir als Bürger der Moderne schon längst ausgeträumt haben, auf der Spielwiese des grünen Rasens aber noch einmal ausleben dürfen.

Peter Sloterdijk machte den Anfang in dieser rückwärtsgewandten Blickrichtung der Argumentation; einen ins Extrem historisierenden Anfang zugleich. Denn was sich im Fußball als verdrängtes Bedürfnis offenbaren darf, greift demnach auf Fähigkeiten und Motive zurück, die *vor* einer jeden Befriedigung und Zivilisierung gesellschaftlicher Verhältnisse anzusetzen sind. Fußball sei Kompensation für das »Protoartilleristische«, das zum Menschenwesen gehörte, als er noch als einsamer Jäger und Sammler durch die Prärien schweifte. Anders gesagt: Der Drang des Menschen, mit irgendetwas nach irgendetwas oder jemandem zu werfen und vor allem zu treffen, machte sich im Fußball Luft. Ein Drang, der um so mehr uns lockt, als das Ziel, das es zu treffen gilt, bewacht und behütet wird – und die Betroffenheit des Gegners bei dennoch gelingendem ›Torschuss‹ nur mit einer existenziellen Sorge vergleichbar ist, die denjenigen erfüllt, der das Heiligste oder/und Jungfräulichste zu verlieren im Begriffe ist, was man sich gerade noch vorstellen kann<sup>1</sup>. Von der Motivation her gesehen sind wir also alle noch Urmenschen, insofern wir Fußball spielen oder beim Spiel mitfiebern; Urmenschen, deren tiefste Befriedigung darin besteht, andere im Kern ihrer Existenz zu treffen und damit zu demütigen. Diese Theorie versteht sich selbstverständlich im Anschluss an Freuds

Tiefenpsychologie und ihrer Herausstellung unserer wilden, ungebändigsten, vorzivilen Urtriebe. Fußball ist demnach ein Phänomen, das uns das ›Unbehagen in der Moderne‹ anschaulich macht und zugleich ein Stück weit in der Lage ist, es zu kompensieren. Fußball ist ein Nacht-Traum von schussgewaltiger Überwältigung und Demütigung, der es in Verkleidung eines Gesellschaftsspiels bis an die Taghelle unseres Zeitvertreibs und die Tabellenspitze unserer Hobbys geschafft hat.

Weniger weit ausholend habe ich selbst dafür plädiert, im Fußball durchaus ein Phänomen der Kompensation zu sehen, jedoch eines, das den Wünschen der Protagonisten historisch und zivilisatorisch deutlich näher steht. So scheint es mir plausibel zu sein, dass die ersten Fußballakteure, junge Aristokraten in englischen Colleges (beispielsweise in Eton), auf dem grünen Rasen noch ein Feld der Ehre abgesteckt finden konnten, ein solches, das es in der Wirklichkeit nachrevolutionärer und demokratisierter Umstände Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts so schon nicht mehr geben konnte. Frei nach Tocqueville gab man sich nobel geschlagen, was das Gesellschaftliche und seine Wirklichkeit anbetraf, triumphierend dagegen, was Heroismus und Bravour im Spiel anging, einem Spiel, das den Traum grundsätzlicher aristokratischer Überlegenheit noch einmal ein Stück weit in der Geschichte verlängerte – wenn auch eben bereits im didaktisch-politischen Abseits der ersten College-Bolzplätze.

Die politische Theorie, die hierzu passt und im England der zweiten Jahrhunderthälfte auch passender Weise entstand, verlängert jenen Zug ins Unpolitische bis in den Kern ihres Gesellschaftsprogrammes. John Stuart Mills Fassung des Liberalismus will eine Anleitung geben, wie man in Gesellschaft glücklich wird, jedoch eben gar nicht als ein echter Teil solcher Gesellschaft, sondern als deren Ausnahme. Der Liberalismus in seiner englischen Prägung bindet das Wohl des Einzelnen dem entsprechend daran, dass man ihn aus dem ganzen politisch-gesellschaftlichen Getriebe am besten herausnimmt und dem Individuum damit einen Freiraum bietet, in dem er seine Eigenart gegen jeden Mainstream ausbilden und kultivieren kann – ganz nach dem Vorbild aristokratischer Selbstherrlichkeit, die auch ohne Not noch zum Eigensinn und Spleen nei-

gen darf. Das ›dribbling game‹, die selbstverliebte Ballführung ohne jeden Bezug zum Mitspieler und ohne jede Anbindung an einen möglichen Gemeinschaftserfolg wurde so zum Vorbild politisch korrekter, weil im Grunde teilnahmsloser Existenz.

Um Kompensation handelte es sich so gesehen auch noch auf der nächsten Stufe der Entwicklung im frühen 20. Jahrhundert, als der Fußball und die politische Theorie professioneller wurden. Nun war nicht mehr der Rückzug ins Private eine verbleibende Option, die zunehmende Durchorganisation von Gesellschaft und Sport ließ dazu schon nicht mehr genug Spielräume. So erschien es sinnvoll, in der gegenläufigen Richtung nach einer neuen Ausnahmeregelung zu suchen. Man musste die Rationalisierung und Technisierung auf die Spitze treiben, um wieder im Geschehen von Gesellschaft und Sport souverän in eigener Sache zu werden. Der Spielmacher wurde geboren, der nicht mehr Rädchen im System war, sondern wie ein Welten-Ingenieur das Spiel allererst entwarf – und deshalb auch selbst im Grunde schon nicht mehr dazugehörte. Jene Ausnahmestellung bekam die Spielerbezeichnung ›Libero‹ als einer, der vollkommene Freiheit genießt und aus seiner mannschaftlichen Ungebundenheit die Gestaltungskraft ableiten kann, die Dinge auf dem Platz überhaupt und immer ganz neu zu ordnen. Für Martin Heidegger war Franz Beckenbauer die ideale Verkörperung einer solchen Liberokultur im Fußball geworden. Wann immer ein Länderspiel mit Beckenbauers Besetzung anstand, versuchte Heidegger, aller Fundamentalkritik an Technik und Medien sporadisch widerstehend, solche Spiele im Fernsehen beim Nachbarn oder in der Dorfkneipe zu verfolgen. Damals, in den frühen 1960er Jahren, war Beckenbauer noch nicht der Kaiser, für Heidegger aber bereits so etwas wie ein König, wenn die Erinnerung an den Platonischen Philosophenkönig hierbei titelstiftend sein darf. Dem aristokratischen Ideal Mills setzte Heidegger so ein royalistisches Vorbild in der Welt des Geistes an die Seite. Der Libero war Ersatz geworden für eine gesellschaftliche Option, die Heidegger mit seiner anfänglichen Sympathie für den Nationalsozialismus verspielt sah. Im Sinne eines Liberos der Geisteswelt wollte er einst selbst den Führer, wie Otto Pöggeler es wandte, noch einmal führen<sup>2</sup>. Der Weg dieser Anleitung der modernen Gesellschaft durch

die Philosophie endete jedoch auf dem grünen Rasen und war also nur noch spieltechnisch nachzuempfinden – aber immerhin, mag Heidegger gedacht haben, als er seine Philosophenfreunde mit dem Bedürfnis überraschte, über Fußball statt über Philosophie reden zu müssen, oder über das eine durch das andere.

Um Kompensation handelt es sich schließlich auch noch auf der dritten Stufe der Fortentwicklung des Fußballs im Zusammenhang mit der Philosophie. Antwortete Mill noch auf die Demokratisierung der Gesellschaft, Heidegger auf die Rationalisierung unserer technischen Welt, so steht zuletzt die Virtualisierung als eine neue Herausforderung an. Virtualisierung bedeutet in dem Zusammenhang, dass das gesellschaftliche Leben so angesehen wird, als folgte es einer Codierung, die eigentlich nur in der virtuellen Sphäre von Computerprogrammen wirklich ist, dennoch aber alle unsere Lebensbereiche mit ihrer Steuerungstechnik durchdringt. In der letzten Konsequenz dieses Gedankens erscheinen wir alle demnach als moderne Avatare an den Fäden von Computerprogrammen, die an sich vollkommen sinnlos sind und unsere Existenz fremdgesteuert und absurd erscheinen lassen. Der Situationismus der 1960er Jahre entwickelt dazu das gesellschaftliche Gegenprogramm, insofern er verlangt, dass man einfach die Codierung der Gesellschaft auf radikale Weise verändern müsse: so, dass die Programme nicht mehr als eine Belastung der Menschen erscheinen, sondern als ein Mittel der Entlastung. Ziel war es deshalb, die durchaus notwendig erscheinenden Abläufe zu optimieren, damit zugleich wieder größtmögliche Freiheit der Entfaltung für den Einzelnen entsteht. Also, um im Bild zu bleiben, die Maschine so gut zu ölen, dass die Rädchen nicht nur schneller und besser laufen als bisher, sondern zugleich auch wieder Spielraum bekommen. Der perfekte Staat oder die programmtechnisch optimierte Staatsmaschine übernahm alles Wesentliche der Organisation und ließ dem Einzelnen damit so viel Freiraum, dass er zuletzt wieder zum Künstler werden konnte, der gerade eben nur das noch tut, was ihm wirklich zur freien Entfaltung seines kreativen Wesens verhilft. Beinahe unnötig zu sagen, dass dies zugleich auch die Grundkonzeption eines Systemfußballs war, wie er von holländischen Trainern und zuletzt sinnbildlich von der holländischen Nationalmannschaft um Jo-